

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 30 (2004)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen / Recensions critiques / Book Reviews

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Karl Poppers Postskript zur «Logik der Forschung» – 70 Jahre nach der Veröffentlichung des Werks

Postskript zur Logik der Forschung, drei Bände, herausgegeben von W. W. Bartley III, übersetzt von Hans-Joachim Niemann und Eva Schiffer, Mohr Siebeck, 2001, 2002

Sukzessive veröffentlicht Karl Mohr die gesammelten Schriften Karl Poppers, darunter auch das Postskriptum zur «Logik der Forschung», sein vor 70 Jahren erschienenes, wohl einflussreichstes Werk. Lassen Poppers nachgelassene Schriften seine wissenschaftstheoretische Position in irgendeiner Weise in einem anderen Licht erscheinen? Bringen sie erhellende Aspekte hervor, die eine erneute Lektüre seiner Arbeit erfordern? Um es vorweg zu nehmen: Poppers Werk erscheint nach wie vor stringent entwickelt, stets auf sich selbst verweisend und sich in mehrfacher Hinsicht erläuternd. Doch gegen Ende der Nachschrift zeigt sich eine beachtenswerte, konsequente Konzentration, die nur oberflächlich gesehen zu erstaunen vermag: Popper versteht die Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie, auch der Naturwissenschaften, geprägt durch die Erfahrungen des Jahrhunderts, nunmehr in aller Klarheit als politische, metaphysische Philosophie. Die Einschätzung der Bedeutung Poppers für die sozialwissenschaftliche Methodologie müsste sich dieser, anhand der Physik exemplifizierten

Klärung gewahr werden. Damit würde freilich erst die Lücke deutlich, die Popper hinterlassen hat.

Die *Logik der Forschung* (im Folgenden *Logik*) setzte sich bekanntlich mit der damaligen vorherrschenden Wissenschaftstheorie auseinander, dem logischen Positivismus des Wiener Kreises und damit verbunden dem Bestehen auf der Induktion als vornehmlichste Art der Generierung wissenschaftlichen Wissens, oder in der Sprache Poppers: von Sätzen über die Welt. Seine Auseinandersetzung mit dem logischen Positivismus lassen jene Intention bereits deutlich erkennen, die Poppers gesamtes Schaffen durchziehen: die Sicherung der Kritisierbarkeit jeglichen Wissens. Der Orientierung des logischen Positivismus an der Induktion stellte Popper die Deduktionslogik gegenüber und postulierte damit verbunden das Prinzip der Falsifikationsierbarkeit als Aufweis (Abgrenzungskriterium) der Wissenschaftlichkeit von Aussagen: «Ein empirisch-wissenschaftliches System muss an der Erfahrung scheitern können» (*Logik*, 15). Gleichsam als Preis dafür, dass sich damit die Problematik eines infiniten Regresses in der Begründung der Induktionslogik umgehen lässt, entschwindet in der Falsifikation als blossem Signal des Nichtwissens jegliche positive Gewissheit über die Welt: die Wirklichkeit meldet sich alleinig über Verneinung, «als einzige Information, die wir von der Realität bekommen können: alles andere ist unsere eigene Zutat» (Post-

skript 3. Band, 5 f.; im Folgenden PS III). Stoisch hält Popper an der, freilich in der Nachschrift nun eingestanden metaphysischen Idee des wissenschaftlichen Fortschrittes fest: «Nicht vom Beginn an enthüllten die Götter den Sterblichen alles», hiess es am Ende der *Logik der Sozialwissenschaften*, «Aber im Laufe der Zeit finden wir suchend das Bess're». Poppers Postscripta zielen unmittelbar darauf hin, dieses Programm gegenüber Kritiken zu verteidigen und auf bestehende Forschungsfelder der Physik anzuwenden. Dieses Unterfangen verfolgt damit ein in aller Klarheit formuliertes Ziel: seine Erkenntnistheorie als politische Philosophie aufrechtzuerhalten, ein Unterfangen, das gegen den Schluss hin in ein eigenes, eigentlich «metaphysisches Forschungsprogramm» mündet.

Mit den vorliegenden, bereits in den fünfziger Jahren geschriebenen, aber nicht veröffentlichten Bänden liegt zusammen mit der *Logik der Forschung* ein faszinierendes Textgewebe vor, das höchst diskursiven Charakter aufweist. Die Einwände, erweiternde Argumente dritterseits und neuere Entwicklungen werden von Popper aufgenommen und diskutiert, über die verschiedenen Herausgaben hinweg. Im Falle der Postscripta kommen die bemerkenswerten Anmerkungen der Herausgeber der englischsprachigen ebenso wie jene der deutschen Ausgabe hinzu, sodass sich insgesamt eine mehrschichtige Textstruktur ergibt, die auf Neues verweist oder Altes neu erscheinen lässt. Ein ganzer Diskussionszusammenhang von Carnap über Einstein, Tarski, Heisenberg, Bohr, Wittgenstein, Hayek, Kuhn bis hin zu Feyerabend erscheint in Poppers Arbeit, dessen Autorschaft sich so nicht auf Popper beschränkt: Es spricht eine Zeit.

Band 1: Realismus und das Ziel der Wissenschaft

Trotz dieser diskursiven Vielschichtigkeit, die gerade das Faszinierende dieses Postscripts ausmacht, fällt es leicht, die zentralen Diskussionsstränge, die Popper entwickelt und mit den bestehenden Debatten

der Wissenschaften verknüpft, zu identifizieren. In Band I mit dem Titel «Realismus und das Ziel der Wissenschaft» (im Folgenden PS I) formuliert und reformuliert Popper seine von ihm aufgeworfenen «Grundprobleme der Erkenntnis», das Abgrenzungsproblem und das Falsifikationskriterium, vor dem Hintergrund der reichhaltig geäußerten Kritik. Bemerkenswert ist dabei vor allem das Vorwort zur englischen Ausgabe, datiert 1982, weil Popper hier auf seinen anerkanntermaßen gewichtigsten Herausforderer antwortet: seinen ehemaligen Schüler Thomas Kuhn – und dies auf eine Weise, die jenen Kopfzerbrechen bereiten muss, die Kuhn und Popper als strikte Antipoden betrachteten.

Popper legt zunächst einleuchtend dar, wie er hinsichtlich des Terms der Falsifizierbarkeit missverständlich interpretiert worden sei. Der Begriff der «Falsifizierbarkeit» besitzt in der Tat zwei Dimensionen: zunächst handelt es sich bei der Falsifizierbarkeit um ein aussagenlogisches Problem. Eine Theorie muss zunächst *logisch* falsifizierbar sein, und darunter fallen nur bestimmte Arten von Sätzen. Darüber hinaus ergibt sich aber das Problem der *empirischen* Falsifizierbarkeit. Hier insistiert er darauf, gerade gegenüber Kuhn, er habe immer schon darauf hingewiesen, dass diese empirische Falsifizierbarkeit forschungslogisch nicht gewährleistet werden könne. Die differenzierende Klärung, als Abwehr gegenüber der Kritik an der «naiven» Falsifizierungsidee, führt Popper freilich geradewegs in die Nähe der Wissenschaftstheorie Kuhns selbst.

Falsifiziert wird eine Theorie nicht unmittelbar durch die Wirklichkeit (das glauben die besagten «naiven Falsifikationisten»), sondern über einen aus einer Untersuchungsanordnung resultierenden Basissatz. Doch dieser Basissatz kann forschungslogisch selbst wiederum nur die Form einer *Hypothese* haben, die ja nach der Logik Poppers falsifizierbar ist, beispielsweise durch die aus der bedrohten Theorie abgeleiteten Hilfshypothesen. Doch was weist einem

falsifizierenden Basissatz seine Geltung zu, nachdem diese nicht nachgewiesen werden kann? Auch Popper kommt nicht darum herum, diesbezüglich der wissenschaftlichen Gemeinschaft eine bedeutende Rolle zuzusprechen (beispielsweise PS I, XIX). Nachdem Popper in PS I seine an Tarski angelehnte Korrespondenztheorie der Wahrheit als Verfehlung aufgibt, fällt die forschungslogische Begründung dahin, dass sich die falsifizierenden Basissätze auf irgendeine Weise aufgrund ihrer Verbindung mit der Wirklichkeit durchsetzen. Popper versucht das Problem, wenig überzeugend, herunterzuspielen: man solle die eingestandene Unsicherheit aller empirischer Falsifikationen nicht allzu ernst nehmen (PS I, XVIII). Aber gerade an dieser Stelle zeigt sich erneut, worauf schon Stegmüller hingewiesen hat: nämlich wie sehr der späte Popper sich Kuhns Ansatz angenähert hat, ja wie Popper Kuhns Theorie sogar durch Argumente stützt (PS III, 40), gewiss aber Kuhns Einschätzung der Bedeutung *und* des Funktionierens «normaler Wissenschaften» teilt.

Entscheidend für die Erweiterung der Logik der Forschung in der Nachschrift scheint mir indessen die Reformulierung des Wahrscheinlichkeitskalküls zu sein, mit der sich Popper seine Grundintention gegenüber der neuen Physik sichert: die Kritisierbarkeit des bestehenden Wissens. Während in der Logik der Forschung Popper seine wahrscheinlichkeitstheoretischen Überlegungen noch über die Häufigkeitsinterpretation begründete, wechselt Popper in dem Postskript zu einer so von ihm genannten Propensitätsinterpretation der Wahrscheinlichkeit. Das Konzept auf kurzem Raum zusammenzufassen, ist schwierig, zumal einige Stimmen einwenden – was hier nicht geteilt wird –, dass die Einführung des Konzepts nicht stimmig, überflüssig sei. Die klassische Häufigkeitsinterpretation schreibt eine «Wahrscheinlichkeit» nicht einem einzelnen Ereignis zu, sondern lediglich unendlichen Ereignisfolgen. Diese Wahrscheinlichkeitsaussagen sind nur vollständig, wenn sie eine Bezugsklasse der Ereignis-

folgen angeben können, wobei die Krux darin besteht, welcher der Bezugsklassen eine positive Ereignisreihe zugehört, da diese im Prinzip von unendlicher Zahl sein können.

Die Propensitätsinterpretation fasst hingegen Wahrscheinlichkeit auf als Realisierung eines virtuellen Gewichtungszusammenhangs: gemeinsam wirkende Kräftefelder, die sich in den eintretenden einzelnen Ereignissen erst material verwirklichen. Damit können die «relativen Häufigkeiten [...]» somit als Ergebnisse, als äusserer Ausdruck oder als Erscheinungen einer verborgenen, nicht direkt beobachtbaren physikalischen Disposition, Tendenz oder Propensität angesehen werden» (PS I, 329). Nicht die Existenz dieses Verborgenen ist aber beobachtbar: es lassen sich lediglich Hypothesen über die Stärke dieser Propensitäten als objektive, *singuläre* Wahrscheinlichkeiten formulieren, die mit einer experimentalen Anordnung als Ganzes ihre Wirklichkeit gewinnen. Obwohl sie sich in der Häufigkeit der Folgen manifestieren und statistisch testbar werden, postuliert Popper, «dass die experimentelle Anordnung die Wahrscheinlichkeiten jedes *einzelnen* Resultates des Experiments festlegt [Hervorhebung F. K.]» (PS II, 111 f.). Popper hält an einem ontologischen Status der Propensitäten fest, spricht von «Kräften» (ja «okkulten physischen Entitäten») als Resultante des Wirkens anderer physischen Entitäten. Welche erkenntnistheoretische Last mit der Annahme solcher verborgen wirkenden Kräfte sich hier Popper auch aufbürdet: wesentlich aufgrund eines auf diese Weise formulierten Wahrscheinlichkeitskalküls zieht Popper gegen die theoretische Physik zu Felde. Popper kritisiert, und das wird im zweiten Band des Postskripts bereits deutlich werden, nicht nur die Gesellschaftstheorie (wie in der «Offenen Gesellschaft und ihre Feinde»), sondern auch die Episteme der Physik letztlich aufgrund eines Ziels: nicht die Theorie zu verbessern, sondern ein Konstrukt aufzuleuchten zu lassen, das die politische Konnotation seiner ganzen Erkenntnistheorie zum Ausdruck bringt:

die Offenheit der menschlichen Existenz über die Aufrechterhaltung der Kritisierbarkeit jeglichen Wissens.

Band II: Das offene Universum. Ein Argument für den Indeterminismus

Was Offenheit und Freiheit gegenübersteht, ist Determinismus, eine Vorstellung, die nach Popper auch noch in der Relativitätstheorie geistert, nämlich in Form eines geistesgeschichtlich Untoten, des Laplaceschen Dämons. Gesetzt der Fall, es gäbe ein Wesen, das alles kennt, was ist, damit auch alle Naturgesetze und die Welt der sichtbaren und unsichtbaren Dinge, so könnte er jedes beliebige Ereignis zu jedem beliebigen Zeitpunkt mit beliebiger Genauigkeit voraussagen. Gegen diese Vorstellung einer deterministischen Welt wendet sich Popper im zweiten Band der Nachschrift, der die Durchschlagskraft seines Denkens am überzeugendsten illustriert. Der angeprangerte wissenschaftliche Determinismus geht im Gegensatz zum rein modelltheoretischen *prima facies* Determinus davon aus, dass nicht die Theorie über die Welt, sondern die Welt selbst deterministisch sei: bei hinreichender Kenntnis von allem, was ist, kann auch alles erklärt und damit vorhergesagt werden. Die Argumente, die Popper gegen den Determinismus aufbringt, lassen sich auf knappem Raum nicht alle darlegen. Popper zeigt, um die Argumente zusammenzufassen, den infiniten Regress auf, der jeglichem Versuch der Vorhersagung aufgrund exakter Anfangsbedingungen, die ja unendlich immer wieder auf andere zu klärende Anfangsbedingungen angewiesen sind, inhärent ist. Die Unmöglichkeit einer Entsprechung zwischen empirischer und theoretischer Kausalstruktur, ist, nachdem sich die Wirklichkeit erkenntnislogisch nie in ihrer Beschreibung erschöpfen kann, ebenso evident. Umso beeindruckender erscheint nun, wie Popper nachweist, dass selbst Einstein im Wesentlichen einem deterministischen Weltbild folgt («Gott würfelt nicht», pflegte Einstein ja zu sagen): Einstein setze den *prima facies* Determinis-

mus der Theorie mit der Determinierbarkeit der Ereignisse der Welt (dem wissenschaftlichen Determinismus) in eins (PS II, 95). Popper fordert nichts weniger, als dass das spezifische Experimentalsystem als Träger nicht direkt beobachtbarer und nicht vollumfänglich erfassbarer Propensitäten, die aber Neigungen des Auftretens eines einzelnen unbestimmt-bestimmten Ereignisses produzieren, ins theoretische Blickfeld gelangt, was nur möglich ist, wenn der Determinismus verabschiedet wird, zugelassen wird, dass Bekanntes durch Unbekanntes erklärt werden kann (PS, II, 112).

Auf einer anderen Ebene reicht Poppers Argumentation gegen den Determinismus letztlich aber weit über die theoretische Physik hinaus. Die Tatsache des menschlichen Wissens als Bestandteil der Wirklichkeit, zu der die physische Welt (Welt 1) gehört, lässt jeglichen deterministischen Ansatz obsolet werden. Denn schliesslich verhindert die Welt des Wissens (Welt 3), welche die tätigen Subjekte schaffen (Welt 2), und die auf die physikalische Welt (Welt 1) zurückschlägt, dass eine vollständige Determinierung möglich ist, oder anders gesagt: es ist die «Existenz von Wissen in der physischen Welt», welche den Indeterminismus schafft. Weshalb? Sammelt ein Laplacescher-Dämon-Wissenschaftler alle möglichen Wissensbestände zu einem Zeitpunkt, so bleibt stets offen, wie sich die gesammelten Wissensbestände auswirken werden, das heisst die Prognose oder der Determinus ist nicht möglich, sofern er innerhalb des Systems selbst vollzogen wird: «Wenn gezeigt werden kann», und das nimmt Popper für sich in Anspruch, «dass vollständige Selbstvoraussage unmöglich ist, wie komplex auch immer der Voraussager sei, dann muss das auch für jede ‹Gesellschaft› von sich gegenseitig beeinflussenden Voraussagern gelten; folglich kann keine ‹Gesellschaft› von sich beeinflussenden Voraussagern ihre eigenen zukünftigen Wissensbestände voraussagen» (PS II, 69). Die Konsequenzen für eine Wissenschaft der Gesellschaft sind evident. Denn in dieser

Indeterminiertheit öffnet sich, wie Popper sagt, die Freiheit des Menschen selbst. Es scheint, als sei es dieser ethische Impetus, der die Schrift getragen habe, ein Impetus, der auch in seiner Auseinandersetzung mit der Quantenmechanik leitend ist, auch wenn er Popper an einen Ort führt, der zunächst erstaunen mag.

Band III: Die Quantentheorie und das Schisma der Physik

Wenn Raum und Zeit, Ort und Geschwindigkeit ihre Bezugspunkte verlieren, keine eindeutigen Größen, keine Zustandsbeschreibung des physisch Wirklichen zulassen, so schrieb Cassirer in seiner Schrift *Zur modernen Physik*, dann gibt sich dafür die reine Mathematik umso klarer zu erkennen, selbst wenn sie den Boden zur Realität unter sich zu verlieren drohe. Gezeigt hatte sich diese Spaltung von *mathesis* und *taxinomia* am eindrücklichsten in der Quantenphysik, einen eigentlichen erkenntnistheoretischen Schock initiierend: die Wirklichkeit der Elementarteilchen entfaltet sich nur über Experimentalanordnungen, ist dann aber auch nur noch über die mathematische Beschreibung von Experimentalanordnungen stimmig greifbar, jenseits der Sprache, jenseits der Anschauung.

Gegen dieses Postulat der Beobachtungsabhängigkeit und Unanschaulichkeit wendet sich Popper im letzten Band des Postscripts. Dass er hierbei Bohr und Heisenberg unterstellt, sie fänden sich am Ende des Weges des Wissens, lässt sich freilich durch die Lektüre der Schriften der beiden Physiker einfach widerlegen. Tiefer zielt das Ansinnen, das «Subjekt aus der Quantenphysik zu vertreiben». Was ist damit gemeint? Die Krux der Anwendung des klassischen Denkens auf die atomare Welt liegt nach der programmatischen Schrift von Bohr und Heisenberg, der sogenannten *Kopenhagener Deutung*, schlicht darin, dass die Partikel so klein sind, dass die Beobachtung ihres Zustands unmittelbar Auswirkungen zeigt, nämlich aufgrund der Tatsache, dass die Beobachtung selbst einen

physisch wirksamen Prozess darstellt. Es bedeutet nichts anderes, als dass die Beobachtungsanlage Partikel oder Lichtquanten auf das Beobachtungsfeld und damit auf die zu beobachtenden Partikel «schiessst», die damit von dieser Energieeinwirkung beeinflusst werden. Je stärker der beobachtende Partikelstrom, desto präziser die Ortsmessung, desto unpräziser aufgrund der Krafteinwirkung die Messung des Bewegungsvektors. Je schwächer und damit unspezischer die Beobachtungseinwirkung, desto unpräziser die Ortsbestimmung, doch desto geringer die Einwirkung auf den Impuls. Dies bedeutet zum Einen, dass Impuls und Ort eines Teilchens sich nicht gemeinsam erkennen lassen, sondern nur Partikelschwärme statistisch erfasst werden können, wobei die Schärfe der beiden Messgrößen negativ korreliert (Heisenbergsche Unschärferelation), zum Anderen, dass die Beobachtungseinrichtung selbst die Messwerte eigentlich generiert, weil die Wirklichkeit der subatomaren Ebene auf die Tatsache des Messens selbst unumgänglich reagiert.

Popper geht es nun um eine neuerliche Geisteraustreibung, nämlich darum, «aus der Quantenmechanik einen Geist auszutreiben, der sich das ‹Bewusstsein› oder ‹der Beobachter› nennt» (PS III, 43): es soll die Interaktion zwischen Subjekt und Untersuchtem als obsolet dargestellt werden. Der Einbezug des Subjektes, des Geistes, sei nichts anderes als der Ausdruck eines gravierenden Irrationalismus, vor dem gewarnt werden müsse. Seine Argumentation zielt dahin zu zeigen, dass die Probleme der Quantentheorie «im wesentlichen einen statistischen beziehungsweise probabilistischen Charakter» besitzen. Aber auf statistische Fragen können nur statistische Antworten gegeben werden (PS III, 58), die per se subjektlos sind. Aufgrund einer statistischen Interpretation der Quantenphysik könne theoretisch im Nachhinein sowohl Impuls und Ort eines Teilchens vor seiner Erfassung durch die Untersuchungsanordnung gemessen werden. Ein Teilchen habe immer eine Po-

sition und einen Impuls, die probabilistische Theorie der Quantenphysik sage sie einfach nicht scharf voraus (PS III, 169).

Doch der Kritik an dieser Auffassung der Quantenphysik liegt ein unterschiedliches Verständnis von Beobachtungseffekten oder Subjektivität zu Grunde. Der Einbezug der Instanz des Beobachtens in die Quantenphysik ist alleine Folge der Tatsache, dass die Teilchen nur über Messanordnungen erfasst werden können, die selbst eine Wirkung auf die Teilchen ausüben, und je nach Messanordnung unterschiedliche Ergebnisse liefern. Freilich reicht für diesen Umstand die Beobachtungssprache des Alltags nicht mehr aus, die an die Fixierung raumzeitlicher Entitäten angepasst ist. Hingegen sind präzise, replizierbare mathematische und statistische Beschreibungen der Versuchsanordnung möglich. Doch die Frage, an der sich Popper ereifert, ist folgende: Was «ist» mit den Teilchen, wenn sie nicht gemessen werden? Für Heisenberg ist diese Frage schlicht müssig. Heisenberg sagt nicht, die Teilchenwelt existiert nicht, wenn sie nicht beobachtet werde, sondern lediglich, dass nichts über sie gesagt werden kann: worüber man nichts sagen kann, soll man bekanntlich schweigen. Das sich hinter der nur unscharfen Welt letztlich die «wirkliche» Welt in ihrer vollen Präzision verberge, solche Spekulationen erscheinen Heisenberg unfruchtbart und sinnlos.

Popper will diesem Gedankengang par-tout nicht folgen. Mit dieser Auffassung werde «völlig offen gelassen, was das Teilchen selbst macht» (PS III, 72). So könne eine Serie von automatischen Beobachtungsstationen aufgebaut werden, welche die Teilchen je nach Ort und Impuls automatisch registrieren und statistische Messwerte liefern, ohne dass ein Beobachter notwendig sei (PS III, 139). Freilich untersiebt hier Popper eine unnötige Individualisierung des Subjekts. In der Logik der Quantentheorie ist mit dem Einfluss des Beobachters nicht das unmittelbare Vorhandensein eines Egos mit geöffneten Augen gemeint, sondern die Tatsache, dass die atomare Wirklichkeit

ohne Versuchsanordnung und damit ohne Eingreifen selbst gar nicht erscheint und wenn sie erscheint, sie schon beeinflusst ist. Eine Versuchsanordnung ist letztlich Amalgam aus Idee und Praxis und auf diese Weise Beobachtung. Doch Popper ist von der Idee der Postulierung einer dahinter liegenden einschätzbareren Wirklichkeit, «was die Teilchen selbst machen», nicht abzubringen.

Die Verve, mit der Popper an der Postulierung einer Wirklichkeit jenseits der Messinstrumente festhält, ist erstaunlich, umso mehr sie wohl gar niemand bestreitet. Es ist nun bemerkenswert, auf welche Weise das Existenzpostulat des Nicht-Beobachtbaren Popper oberflächlich gesehen von einigen der Grundintentionen seiner Erkenntnistheorie wegführt, sie aber schliesslich bloss radikaliert. Denn das Insistieren auf den Miteinbezug des Nichtbeobachtbaren führt Popper aufgrund der Logik seiner Methodologie strikt zu dem, was er früher einmal möglichst klein und kontrolliert halten wollte: zur Metaphysik.

In der *Logik der Forschung* sprach Popper noch von der «Gefahr des Abgleitens der empirischen Wissenschaften in Metaphysik». Es ging Popper um nichts weniger als die «Ausschaltung der Metaphysik in der Quantenmechanik» (*Logik*, Abschnitt 76). Noch im ersten Band der Nachschrift spricht er der Elimination des Metaphysischen aus einer wissenschaftlichen Theorie stets hohen Erkenntniswert zu. Nunmehr hat der letzte Teil der Nachschrift der Logik der Forschung aber nur ein Ziel: in einem «metaphysischen Epilog» ein «metaphysisches Forschungsprogramm» zu entwickeln (PS III; Kapitel IV). Es geht Popper darum, ein neues «Bild», eine neue Art, die Dinge zu sehen, zu entwerfen, und dieser Entwurf kann nur *metaphysisch* sein. Weshalb nun dieser Wandel? Es ist wiederum die Propensitätsinterpretation, die Popper leitet. Für Popper wird die Propensität zu jener Instanz, die es erlaubt, das Nicht-Beobachtbare zu beobachten, um damit den messtheoretischen Relativismus, den Popper an sich

teilt, in dem Sinne zu überwinden, als dass die Beobachtung das Wissen über das Nicht-Beobachtbare nicht mehr beschränkt. Propensitäten aktualisieren sich nur in Messanordnungen, deren Bestandteil sie sind, sie erschöpfen sich in ihrer Wirkung aber nicht darin, sind als bestetig existierend erkannt, oder radikalisiert: «alle Dinge sind Propensitäten», so lautet sein «metaphysisches Programm» (PS III, 236). Damit kommt der Postulierung von Propensitäten als nicht direkt Beobachtbares, aber Wirklichkeit Hervorbringendes der erkenntnislogische Status eines synthetischen Apriori zu, wie unschwer zu erkennen ist. Popper ist hinlänglich kritisiert worden, dass er die erkenntnislogischen Voraussetzungen seiner eigenen Theorie nicht offenlege. Nun überhöht er sie selbst metaphysisch. Weshalb?

Der Verlust von Anschaulichkeit, der Eindeutigkeit von Sprache angesichts leistungsfähiger, nur noch mathematisch stringent beschreibbarer Experimentsysteme hat Popper seit der Logik der Forschung herausgefordert. Ein stimmiges physikalisches Weltbild ist angesichts der Elementarteilchenphysik nicht mehr möglich. Der Rückgriff auf die Metaphysik zeigt vor allem eines: dass Popper diesen Verlust der Möglichkeit eines einheitlichen Weltbildes, das Verselbständigen der Mathematik jenseits der Anschaulichkeit nicht hinnehmen möchte. Von imposanten Formeln dürfe man sich nicht erdrücken lassen: das wäre der Weg der Verdammnis (PS III, 181). Das Prinzip des Verstehens von Theorien (und damit meinte er Anschaulichkeit) müsse gegenüber dem mathematischen Formalismus aufrechterhalten werden (PS III, 117). Einheitliche (Feld-)Theorie sei etwas Unverzichtbares (PS III, 223). Es bestehe angesichts des grossen «Quantendurcheinanders» die «Sehnsucht nach Besserem, der Wunsch, ein metaphysisches Weltbild zu besitzen, das anziehend und inspirierend ist» (PS III, 203). Popper gibt sich so am Ende vollends dem «Streben eines Metaphysikers» hin, «alle wahren Aspekte der Welt (und nicht nur die wissenschaftlichen) zu einem ein-

heitlichen Bild zusammenzutragen [Hervorhebung F. K.]» (PS III, 242).

Dahinter steht mehr als blosse Selbstläuterung. Es ist, angesichts der Verselbständigung der *mathesis*, das politische Programm der Aufrechterhaltung eines Raums der Kritik, der alles Wissen umfasst, das Popper zu einem solchen Schritt führt. Aber es sind Demütigungen erkennbar, die Popper erleben musste, zusammen mit anderen «Laien» auf dem Feld der Quantenphysik, die «kämpfen mussten, ihr Tun und Sagen zu verstehen» (PS III, 180). Popper hat sich nicht damit begnügt, die Konstruiertheit von Konstruktionen aufzuzeigen, er hat ein Modell der Kritik formuliert und auf augenscheinlich für Amateure nicht mehr fassbaren Bereichen angewandt. Er ist, indem er auf metaphysische Konstruktionen zurückgreifen musste, hinsichtlich des in der *Logik der Forschung* aufgeworfenen Plans damit an die Grenzen seiner eigenen Logik gestossen, das ist unschwer zu erkennen. Immerhin, in diesem Scheitern bezeichnet der Name «Popper», hinsichtlich des aktuellen Standes der wissenschaftstheoretischen Diskussion, ganz eindeutig eine Lücke. Vielleicht wäre das Scheitern nicht als Scheitern erschienen, hätte er das Metaphysische schlicht als notwendige konstitutive Bedingung seines Wissens selbst von Anfang an dargelegt. Sei es, wenn Popper nun synthetische Apriori erkenntnislogisch anerkannt hätte, sei es, dass sie als Episteme eines Denkens selbst historisch und soziologisch begriffen worden wären, beides hätte Poppers Forschungsprogramm jedoch eine gänzlich andere Wende gegeben. Insofern hat sich Karl Popper in seiner Nachschrift der Logik der Forschung gleichsam selbst historisiert.

Verändert diese Nachschrift Poppers «Wert» für die Soziologie? Als Säulenheiliger der empirischen Sozialforschung wird er weiterhin sein Dasein fristen, obwohl keiner wie er vom «Nachäffen der Naturwissenschaften» (PS I, 6) gewarnt hatte und in seiner *Logik der Sozialwissenschaften* seine Methodologie nicht zuletzt mittels klas-

sischer Hermeneutik illustriert hatte. Damit sind mitnichten Quantifizierungsmöglichkeiten verworfen, aber es ist gemeint gegen die vermeintliche methodische Gewissheit, die ein missverstandener «naiver Falsifikationismus» evoziert, der, und hier insistiert Popper zu Recht, ihm immer nur unterstellt worden war. Als Denken gegen sich selber, könnte immerhin die Propensitätsinterpretation des Wahrscheinlichkeitskalküls, die bislang an den Sozialwissenschaften vorbei gezogen ist, sich für eine stagnierende epistemologische Diskussion der Wahrscheinlichkeitslogik als fruchtbar erweisen, sofern ihr erkenntnistheoretisch der adäquate Status zugewiesen wird: Denn gegenüber der klassischen Wahrscheinlichkeitsinterpretation fordert die Propensitätslogik, ein Denken in Feldern, ein Pramat der «Relationen» vor Substanzen, bricht damit unmittelbar mit jedem «Essentialismus» (PS III, 148), womit sich ganz neue Anschlussmöglichkeiten an die soziologische Theorie eröffneten. Dies wäre freilich ein hartes Stück Arbeit. Mittlerweile gälte es für jene, die ihre Methode allzu fraglos und schnell über Karl Popper begründet sehen, immerhin jenen kleinen Vers von Wilhelm Busch zur Kenntnis zu nehmen (veröffentlicht in der *Objektiven Erkenntnis*), den Popper so sehr freute:

«Zwei mal zwei gleich vier ist
Wahrheit.
Schade, dass sie leicht und leer ist,
Denn ich wollte lieber Klarheit,
Über das, was voll und schwer ist.»

Felix Keller
Soziologisches Institut
der Universität Zürich
Andreasstrasse 15
CH-8055 Zürich
felix.keller@soziologie.unizh.ch

Kurt Lüscher und Ludwig Liegle,
Generationenbeziehungen in Familie und
Gesellschaft, Konstanz, UTB, 2003, 371
Seiten.

Das Thema gesellschaftlicher Generationen erhielt im letzten Jahrzehnt in sozialwissenschaftlichen Büchern zunehmende Aufmerksamkeit. Dafür sind unterschiedliche Faktoren verantwortlich, die mediale Wahrnehmung ist beispielsweise sensibler für zeitliche Diskontinuitäten und Widersprüche in modernen und postmodernen Gesellschaften geworden. Nicht selten begnügt sich allerdings diese medienzentrierte Wahrnehmung mit einem oberflächlichen Blick auf wechselnde Moden (in/out). Eine sozialstrukturelle Fundierung erhält das Thema der Generationen jedoch, wenn es sich einem großen, noch unbewältigten Problem reifer Wohlfahrtsstaaten zuwendet, jenem der demographischen Alterung. Der Prozess der demographischen Alterung verweist auf einen oftmals vernachlässigten Bereich der Sozialstruktur. Gesellschaften haben auch ein «biologisches» Fundament: Gesellschaftswissenschaften, die diesen Wandel nicht oder ungenügend reflektieren können, sind für die gesellschaftliche Praxis unzureichend. Damit ragt das Thema der Generationen in den Kern der Gesellschaft – und damit in den Kern der Soziologie – hinein. Der Umbau des Familienverständnisses, die Transformation der Relationen zwischen privater und öffentlicher Gestaltung der Sozialisation zukünftiger Generationen, das Überdenken der Ausrichtung eines Sozialstaates, der sein Selbstverständnis neben der Belohnung verdienter Generationen auch in der Investition in neue Generationen findet; dies alles sind wichtige zukunftsweisende Generationsthemen für eine allgemeine soziologische Theorie und Empirie.

Lüscher und Liegle kommt das Verdienst zu, das Feld der gesellschaftswissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema Generation neu abzustecken. Sie verarbeiten ihre lange Forschungserfahrung zum

Thema und ihre unterschiedlichen disziplinären Hintergründe in Soziologie und Pädagogik zu einer komplexen Monographie, die den Stand der Forschung präzise wiedergibt und zugleich innovative Akzente setzt.

Nach einer Hinführung zum Thema über nicht triviale Fallbeispiele entfalten die Autoren im zweiten Teil des Buches mit einer differenzierten Begriffsgeschichte verschiedene Generationskonzepte. Ihr eigenes heuristisches Verständnis des Konzeptes Generation vermeidet über die Thematierung von generationaler Identität und Differenz eine Verdinglichung des Konzepts. Mit dem Begriffspaar Generationenbeziehung und -ordnung wird eine flexible, mikro- und makrosoziale Aspekte des Themas verbindende Perspektive einer soziologischen Generationstheorie gewählt. Im dritten Teil werden demographische und historisch-politische Bedingungen für Generationen geschildert.

Einen ersten Höhepunkt erreicht das Buch im vierten Kapitel. Hier wird genau und reflektiert der im letzten Jahrzehnt enorm gewachsene Wissensbestand über die empirische Beschreibung und Erklärung von Generationsdynamiken dargestellt. Die Gründe und Formen des Austausches von Gütern und Leistungen zwischen Generationen im Alltag werden ebenso gründlich erörtert wie Formen und Inhalte folgenreicher ausseralltäglicher Entscheidungen über Erben und Vererben. Die umfangreichen Forschungen der Gruppen um Attias-Donfut, Bengtson und Kohli, um nur einige zu nennen, finden in diesem Kapitel eine beispielreiche Darstellung und gedankenanregende Kommentierung. Der neue Konsens der Generationsforschung ist, dass es eine Wechselwirkung zwischen familialen und gesellschaftlichen Generationen gibt. Familienbeziehungen werden nicht durch den Wohlfahrtsstaat marginalisiert, ganz im Gegenteil: die Netze der Familie stehen in Korrespondenz zu ihm. Der Wohlfahrtsstaat verdrängt Familienleistungen nicht. Es könnte noch genauer ergründet werden, wie

Formen des Wohlfahrtsstaates mit Formen von Familiennetzen zusammenspielen.

Im fünften und sechsten Kapitel werden noch im Entstehen begriffene Forschungsfelder der Generationsanalyse mit ihren ersten Erträgen bestimmt. Innovativ für ein sozialwissenschaftliches Generationsbuch ist der breite Raum für das Thema Generationslernen. In keinem anderen Generationsbuch dürfte bisher auch grundlegenden Fragen der «Generationenpolitik» ein ähnliches Gewicht gegeben worden sein wie hier. Der Begriff umschreibt ein neues Feld, das die klassischen Felder der Familien-, Sozial- und Bildungspolitik neu rahmt. Die Autoren gehen deshalb ausführlich auf philosophische Theorien zur gerechten und nachhaltigen Gestaltung von Generationenbeziehungen ein. Die langjährige Tätigkeit der Autoren in der politiknahen Gesellschaftsbeobachtung, wie z. B. bei den bundesdeutschen Familienberichten, gibt den Überlegungen genügend Konkretion und Genauigkeit des Politikverständnisses. Wenn Familienpolitik etwa als (nachhaltige) «Sicherung der Generationenfolge» (S. 217) verstanden wird, dann erhalten (zu) aktionistische Impulse wie Ehesicherung oder Pronatalismus fundierende Orientierungen für einen Wandel zu einer langfristig angelegten Kinderpolitik, zu einer neuen Altenpolitik und zu einer breiten Ermöglichung von Generationenlernen in privaten und öffentlichen Räumen. Erst die Bündelung dieser Elemente zum Themenfeld «Generationenpolitik» erlaubt die reflektierte Prioritätensetzung in einem durch viele unverbundene Einzelentscheidungen gekennzeichneten heterogenen Bereich der Politik. Die Autoren untermauern, dass Kinderpolitik und Kinderbetreuungskosten wichtige Angelegenheiten der Solidargemeinschaft sind. Leitgedanken der Generationenpolitik müssen die von Familien- und Gesellschaftsgenerationen erbrachten bzw. zu erbringenden Leistungen sein.

Ungewöhnlich ist, dass die Autoren das Theoriekapitel ihres Bandes ans Ende gestellt haben. Der von Lüscher und Pillemeyer

entwickelte Ansatz der Fundierung einer mikro- und makrosozialen Generationstheorie mit dem Begriff der Ambivalenz wird hier ausführlich erörtert. Auch die inzwischen internationalen Debatten zu diesem Grundthema der Familiensoziologie in seiner Frontstellung gegenüber einem naiven Ansatz quasi-natürlicher Familiensolidarität, z. B. bei Bengtson, werden erläutert. Obwohl nur eine Minderheit der von der Konstanzer Forschungsgruppe um Lüscher befragten Personen offene Ambivalenzen in Generationsbeziehungen schildert, kann eine an diesen Möglichkeiten orientierte Konzeptionalisierung von Familienbeziehungen die Bedingung der Möglichkeit solidarischer Beziehungen thematisieren. Sie muss diese nicht wie Bengtson normativ setzen. Realistischere Problembeschreibungen und Interventionsmöglichkeiten können so erstellt werden, wobei die Autoren hier eine allgemeine Theorie der Beziehungen entfalten, von denen Generationsbeziehungen nur eine interessante Teilmenge sind. Einleuchtend ist die Unterscheidung von Generationenbeziehungen, im Anschluss an de Vaus, von eltern- und kindzentrierten Beziehungen bzw. von distanzierten und nahestehenden Eltern, die grundlegend für Ambivalenzen sorgen.

Nicht alle Setzungen des Generationsbuches von Lüscher und Liegle überzeugen. Die von Leisering und Kaufmann vorgenommene Strukturierung des Feldes in Generationenbeziehungen und Generationenverhältnisse wird bei Lüscher und Liegle zur Dualität von Generationenbeziehungen und Generationenordnungen. Neben vielen Vorteilen, u. a. der nun möglichen Verknüpfung von moralischer Ordnung, Leitideen und Generationenpolitik, gerät dabei allerdings das weite Feld nicht-intensivierter kollektiver Voraussetzungen und Folgen von Generationsbeziehungen aus dem Fokus. Generationenverhältnisse im Wirtschaftssystem, sei es als von Konjunkturkrisen und Boomzeiten betroffene Altersgruppen, sei es als Akteure und Opfer betrieblicher Regimes der Organisations-

demographie geraten so beispielsweise aus dem Blick, obwohl sie ein wichtiges Forschungsthema der letzten Jahre darstellen.

Die innovative Bündelung verschiedener öffentlicher Generationsthemen mit dem Begriff «Generationenpolitik» im sechsten Kapitel vertraut m. E. zu häufig noch auf bloss normative Setzungen. Trotz der Reflektiertheit der Aussagen ist künftiger Generationsforschung in diesem Bereich eine stärkere Verknüpfung der Konzepte mit empirisch-analytischen Untersuchungen zu den gegenwärtigen Folgen von Generationenpolitik zu wünschen. Einige Zielgrößen zur Rahmung derartiger Untersuchungen werden im Buch bereitgestellt. Aufbauend auf einem Grundstock von Ergebnissen derartiger Evaluationsstudien könnte das gesellschaftliche Wissen über instrumentelle Möglichkeiten der Generationenpolitik wachsen.

Als letzte, eher kleinere Kritik seien die etwas zu lang geratenen Ausführungen im siebten Kapitel angemerkt. Eine stärkere Konzentration auf wesentliche Elemente des Ansatzes der Autoren hätte die Lesbarkeit erhöht.

Insgesamt ist den Autoren ein für die sozialwissenschaftliche Generationstheorie und -forschung grundlegendes Referenzwerk gelungen. Die interdisziplinäre Ausrichtung macht es für Soziologen, Pädagogen, Psychologen und Sozialpädagogen zu einem anregenden Werk. Die Fülle der dargestellten und kommentierten Literatur bietet eine anregende Lektüre für Forschende und Lehrende. Studierende, die zum Denken angeregt werden wollen, erhalten hier reichliche, gut aufbereitete Nahrung. Es handelt sich um ein auch als Lehrbuch verwendbares Buch, das allerdings Lesern nicht gefallen dürfte, die vereinfachende Darstellungen bevorzugen.

Reinhold Sackmann

Institut für Soziologie

Martin-Luther-Universität

Halle-Wittenberg

D-06099 Halle (Saale)

reinhold.sackmann@soziologie.uni-halle.de

Josette Coenen-Huther, Femmes au travail. Femmes au chômage, Paris, Editions L'Harmattan, coll. Logiques sociales, 2004.

Dans cet ouvrage, l'auteure expose les résultats d'une enquête originale sur le travail des femmes dans la région lémanique (Genève, Lausanne et environs). Réalisée par une équipe de chercheuses à la fin des années 1990, à un moment de chômage accru, l'étude aborde la question du travail féminin par le biais de la recherche d'emploi. « Le chômage constitue en effet le plus souvent un moment de rupture, de remise en question, d'interrogation, renvoyant directement au sens et à l'importance du travail rémunéré pour celles et ceux qu'il frappe. » (p. 18) Partant du postulat que l'attitude face au chômage varie selon la situation des femmes, l'équipe de recherche a souhaité décrire et comprendre ce qu'elles entreprennent, le sens qu'elles confèrent à l'activité professionnelle et leurs projets. Les chercheuses ont interviewé à deux reprises, à une année d'intervalle, une cinquantaine de femmes sans emploi (lors du premier entretien) et appartenant à diverses catégories socioprofessionnelles.

Au-delà des résultats novateurs, l'intérêt de cette enquête réside dans le fait d'éclairer « de l'intérieur une large gamme de dimensions du travail – rémunéré et non rémunéré – de femmes vivant en Suisse, allant de leurs sentiments à leurs comportements, de leurs désirs à leurs contraintes, de leurs questionnements à leurs affirmations, de leurs victoires à leurs échecs. » (p. 20). D'une lecture abordable et stimulante, ce livre montre l'incidence de la double insertion des femmes dans la sphère privée et le marché du travail sur leur trajectoire d'activité ; il relève également deux des contrastes les plus frappants de la société helvétique. Le premier renvoie à la norme de la mère vouée aux enfants, norme qui contrecarre l'aspiration croissante des femmes à exercer une activité salariée. Le second concerne « la très grande pauvreté

de certaines femmes en recherche d'emploi et la forte stigmatisation du chômage dans un pays si prospère, dont le taux de chômage est pourtant très inférieur à celui de l'ensemble de l'Union européenne. » (p. 20).

Dans la première partie du livre, informative, l'auteure dresse la toile de fond de la situation des femmes dans le monde professionnel et dans l'univers privé. Elle souligne d'abord la concentration de la population active féminine dans le secteur des services, dans une gamme restreinte de métiers fortement féminisés (caissières, vendeuses, employées de commerce/secrétaires, infirmières et travailleuses sociales) et la dévalorisation sociale des emplois féminins. Josette Coenen-Huther s'intéresse ensuite au manque de reconnaissance du travail des femmes par leur partenaire. Reprenant les résultats de diverses recherches sur les couples et la division du travail rémunéré et non rémunéré, elle montre de manière particulièrement convaincante comment les résistances masculines à s'impliquer davantage dans les activités familiales et ménagères, ainsi que le poids de la norme de la mère vouée à l'éducation des enfants contribuent à la persistance d'une inégale division du travail domestique.

Les principaux résultats de l'enquête sont présentés dans les deux autres parties de l'ouvrage. Il se dégage que l'activité rémunérée occupe une place centrale dans la vie des femmes interviewées. Souvent liée à une nécessité économique, elle est également présentée comme source d'indépendance financière, d'identité personnelle (autre que leur identité – effective ou potentielle – d'épouse et de mère), de contacts avec l'extérieur et de reconnaissance sociale. L'auteure signale cependant que la stigmatisation sociale des personnes sans emploi, que la législation sur le chômage renforce considérablement, n'est pas étrangère au sens que les femmes confèrent au travail salarié. Une forte minorité d'entre elles dit d'ailleurs s'être heurtée à des attitudes négatives de la part de membres de leur entourage lors de l'inscription auprès d'un office de l'emploi.

Le chômage a non seulement pour conséquence une baisse importante de leurs revenus, mais est également un facteur de risque de pauvreté pour les femmes élevant seules leurs enfants et au bénéfice d'un faible niveau de formation. Plusieurs cheffes de famille relatent en effet les privations régulières auxquelles elles sont contraintes. Certaines d'entre elles ne mangent pas toujours à leur faim et renoncent à des soins. Perdre son emploi donne en outre lieu à des réactions diverses, à la souffrance lorsque l'activité rémunérée est une nécessité ou une priorité, à l'ambivalence dans le cas des mères de jeunes enfants. Mais le chômage peut aussi être vécu dans la sérénité lorsque les femmes ont démissionné en raison de la pénibilité du travail, qui est élevée dans les métiers de la santé et du social notamment, lorsqu'elles accomplissent des activités annexes ou en cas de chômage structurel (dans les professions artistiques notamment).

Le vécu du chômage diffère ainsi fortement selon la situation personnelle et professionnelle des femmes. La perte d'emploi peut ébranler fortement la personne et correspondre à une période de perte de repères, de moments de solitude, de dépression, voire s'accompagner de conflits conjugaux. C'est « le chômage-choc ». Il s'observe chez les femmes pour qui le travail rémunéré est une valeur fondamentale. Sont concernées à la fois celles qui sont très qualifiées mais dont le diplôme et l'expérience professionnelle ne sont pas reconnus, celles qui souhaitent échapper aux tâches domestiques et à la prise en charge des enfants ou celles qui ont une longue ancienneté dans la même entreprise. Mais l'absence d'emploi peut être banalisée, vécue sans problèmes majeurs : c'est « le chômage-insouciance ». Celui-ci touche principalement les jeunes femmes, celles qui expérimentent une brève période de chômage, ainsi que celles dont le métier se caractérise par un chômage structurel. L'auteure remarque qu'il s'agit en général de femmes qui manifestent une certaine distance à l'égard de la valeur travail.

Pour d'autres femmes, enfin, le chômage constitue une période de remise en question importante et s'accompagne d'une évolution de leurs conceptions, de leurs attitudes et de leur mode de vie. L'auteure dégage deux types de trajectoires : l'une se caractérise par « la libération d'effets négatifs de certaines « qualités féminines », l'autre par « la relativisation de l'importance d'une vie professionnelle très investie au profit d'aspects jusque-là négligés de la vie privée. » (p. 139). Dans ces deux cas, le chômage marque un tournant décisif dans les parcours féminins. Les tentatives d'émancipation du rôle féminin traditionnel peuvent être réussies ou non. Après plusieurs années passées au foyer, certaines femmes optent avec succès pour une activité professionnelle, d'autres décident de reprendre une formation. Mais quelques-unes éprouvent de la culpabilité, ne parviennent pas à garder un emploi et se confrontent à un échec sévère. Les résistances des conjoints et le poids de la norme de la division sexuelle du travail ne sont pas étrangers à cette défaite. L'auteure s'attache ensuite au cas de celles qui tirent profit de cette période pour prendre de la distance par rapport à leur vie professionnelle et consacrer du temps à d'autres activités (familiales, sportives, artistiques).

Le dernier chapitre est consacré à la trajectoire des mères au chômage. L'auteure examine ici les conséquences de la naissance d'un enfant sur l'activité professionnelle féminine. Les mères d'enfants en bas âge mettent en évidence le poids de la norme de la mère au foyer, l'insuffisance des infrastructures de garde de la petite enfance, une durée de travail élevée, des horaires scolaires éclatés, ainsi que les attitudes patronales hostiles à la maternité et l'absence de collaboration de la part des pères. Toutes disent les difficultés à cumuler travail rémunéré et famille, les choix difficiles auxquels elles se confrontent, l'épuisement physique et nerveux et la culpabilité, des situations auxquelles les hommes échappent.

Au terme de cette lecture, on ne regrettera qu'une chose, que Josette Coenen-Hut-

her ne se soit pas arrêtée sur le caractère sexué du chômage. En effet, le taux de chômage féminin est systématiquement supérieur à celui des hommes, alors que les femmes constituent un peu moins de la moitié de la population active. Cette règle ne souffre aucune exception que ce soit au niveau de la classe d'âge, de la profession ou de la nationalité par exemple. Le phénomène du surchômage féminin traduit l'accès différencié selon le sexe au marché du travail. Le chômage féminin a beau être plus important que le chômage masculin, il reste dans les représentations sociales dominantes moins perturbant et moins préoccupant. En d'autres termes, l'absence d'emploi est moins grave pour les femmes que pour les hommes. Pour ceux-ci, l'emploi est un droit évident, ce qui se traduit par l'obligation d'exercer une activité rémunérée. Pour les femmes, c'est un droit contingent, elles sont censées pouvoir toujours se replier sur la famille. Comme le dit Margaret Maruani¹, la contingence de l'emploi féminin repose sur la conception du salaire d'appoint et sur l'idéologie du libre choix des femmes – de ne pas travailler – qui continue de fonctionner en dépit des mutations sociales dans le domaine de la scolarité, du travail professionnel, de la conjugalité et de la natalité.

*Magdalena Rosende
Institut de sociologie
des communications de masse
Université de Lausanne*

Jacques Coenen-Huther, *Sociologie des élites*, Paris, Armand Colin, 2004.

Le livre de J. Coenen-Huther consacré à la *Sociologie des élites* entreprend une recension de la littérature consacrée au sujet, en introduisant quelques commentaires sur l'apport de celle-ci. Il n'est pas facile d'écrire un manuel. En effet, si celui-ci propose le simple

exposé des analyses d'un thème, il encourt le risque d'un éclatement dans la recension des références, qui se multiplient et se dispersent, mais qui reviennent toujours inévitablement à chaque fois sur des aspects déjà traités par des auteurs antérieurs. Si en revanche le manuel essaie de proposer une réelle synthèse, il quitte alors un peu le registre de la simple recension pour proposer l'ébauche d'une théorisation de la question traitée et tend à dépasser ainsi la forme du manuel. Mais il ne peut alors le faire que sommairement, car sinon il quitterait précisément ce registre de manuel où il s'inscrit et aurait d'autres ambitions. A cet égard le livre de J. Coenen-Huther oscille inévitablement entre les deux directions : d'un côté il se propose de laisser se succéder les présentations des théories ayant exploré la question des élites (en sorte que nombre d'aspects traités par certains auteurs – par exemple la question du pouvoir et de la domination – se retrouvent repris chez d'autres sans que le détail de leur propos puisse faire l'objet de rapprochements et de comparaisons qui permettraient de faire le partage entre la répétition, la concurrence ou l'innovation des éléments engagés). Tantôt, par le plan de l'ouvrage, ou par les commentaires qu'il propose sur chacun des aspects, il esquisse les linéaments d'une théorie des élites, qui semble se conclure chez lui par une position insistant sur la stabilité formelle des stratifications sociales associées à la notion d'élite, indépendamment des diverses justifications qui leur sont associées. En particulier, il considère que l'apport de la sociologie est « pessimiste » par l'insistance de celle-ci à l'égard de l'inégalité des chances d'accès aux positions de pouvoir, et aux abus que celles-ci comportent en quelque sorte de manière inhérente, indépendamment des contextes et des valeurs démocratiques où elles se manifestent.

Dès lors, il est difficile de faire le compte-rendu d'un tel ouvrage, car la dimension de recension de la littérature ne prête pas à des commentaires de fond,

¹ *Mais qui a peur du travail des femmes ?*, Paris, Syros.

puisque'il s'agit alors simplement d'indiquer la complétude et l'exactitude des références : l'ouvrage est utile à cet égard, car il présente de très nombreuses théorisations sur le sujet et permet d'avoir un panorama varié des problèmes liés à la conceptualisation de la question. Elles ne traitent cependant pas toutes directement de la notion d'« élite » en tant que telle. Peut-être le livre ne précise-t-il pas suffisamment ici si chacun des auteurs mobilisés utilise réellement cette notion d'élite, et en quel sens exactement. En fait Coenen-Huther tend à présenter toute la littérature s'intéressant aux groupes « dominants » d'un certain point de vue (il parle facilement de la dichotomie « dominants-dominés », p. 69 par exemple) et il traite abondamment la question de savoir si ces groupes sont dominants dans certains domaines de la vie sociale seulement ou dans tous les domaines. Mais il ne précise généralement pas si les auteurs cités font expressément référence à la notion d'élite (et en quel sens alors). Il évoque bien le fait que la théorie des classes est distincte d'une théorie des élites, mais, pour prendre un exemple parmi bien d'autres, toute la section consacrée aux théories de la nouvelle classe techno-bureaucratique ou aux théories managériales modernes ne précise pas du tout si le concept d'élite est explicitement mobilisé ou pas par les auteurs. On a seulement des notations partielles et allusives comme la suivante : « Mais dans les années 1950 et 1960, on raisonne en termes de classes plus volontiers qu'en termes d'élites » (page 77) Mais c'est précisément un sujet extrêmement important de savoir qui traite les groupes dominants d'un certain point de vue d'élites, et qui juge (explicitement ou implicitement) qu'il n'est pas nécessaire ou pas utile d'introduire un tel concept. Cela est d'autant plus important que certains groupes peuvent être éventuellement considérés comme faisant partie d'une élite d'un certain point de vue, sans qu'ils soient en rien « dominants » dans leur registre d'activité ou dans un autre.

La question de départ de Coenen-Huther tient en effet à ce qu'il présente une double signification de la notion d'élite, qui désigne soit les « meilleurs » d'un groupe donné, soit ceux qui occupent le premier plan (ce qui n'est pas très clair) et qui ne sont donc pas nécessairement considérés comme les meilleurs. De fait, la difficulté centrale de cette notion tient à une double possibilité : soit elle intègre un critère normatif, et elle est alors confrontée à la pluralité des conceptions normatives à ce sujet, et à la difficulté générale de traiter d'un point de vue scientifique les considérations normatives ; soit elle entreprend de ne pas s'appuyer sur un critère normatif, et elle risque alors de perdre de vue son objet qui lui est intimement lié, le fait de se rabattre par exemple sur les « dominants » ne correspondant pas directement à une notion spécifique d'élite. Il y a une spécificité de la notion d'élite, par rapport par exemple à une notion qui peut en être rapprochée, celle de « classe », puisque cette dernière n'implique directement aucun élément normatif. La notion de « classe dominante » ou de « groupe dominant » n'équivaut ainsi clairement pas à la notion d'élite. De ce point de vue, les différents chapitres distingués par Coenen-Huther conduisent à un aller-retour constant à la fois entre la dimension de « valeur » associée à la notion d'élite, et la dimension de pouvoir, ou d'influence, à laquelle elle se trouve liée de manière complexe. En effet, d'une part la caractérisation d'une élite conduit à la reconnaître, en tant qu'éminente dans un domaine, à une capacité d'influence ou de pouvoir (et Coenen-Huther montre bien la difficulté de ces notions et le fait que les situations peuvent être très variables, avec à la limite une élite d'un certain point de vue qui n'a aucun pouvoir, soit d'un autre point de vue, soit dans son ordre d'activité). Mais il y a aussi d'autre part, pour que la notion d'élite ait un sens spécifique, engagement d'une valorisation intrinsèque constitutive d'un groupe donné.

A cet égard, la théorie « positiviste » de Pareto est double : d'un côté, il considère qu'il y a des élites en fonction de chacun des critères qui peuvent donner lieu à une classification de succès dans un ordre d'activité donné (il y a ainsi une élite des voleurs) ; il montre par ailleurs que, à l'échelle du pouvoir politique et social en général (qui est lui-même un ordre d'activité donné qui peut donner lieu à une classification, puisque l'on peut avoir plus ou moins de pouvoir), il y a une succession d'aristocraties, qu'il associe alors uniquement à leur pouvoir (avec les renards et les lions) et qu'il va juger par ailleurs indépendantes de toutes justifications normatives annexes. La théorie parétienne est ainsi complexe, puisque d'un côté il semble admettre qu'il y a effectivement des critères objectifs de classification élitaire (certains voleurs sont meilleurs que d'autres, certains groupes ont plus de pouvoir que d'autres, à partir du moment où le pouvoir est une variable qui permet de mesurer le succès de son obtention par ceux qui désirent l'acquérir), ces critères étant dispersés et non hiérarchisés entre eux ; mais d'autre part pour la société dans son ensemble, les positions de pouvoir politique existent indépendamment du vernis des justifications politiques ou morales et ne sont donc pas des élites d'un point de vue autre que celui de la maîtrise du pouvoir.

De fait, donc, il y a à partir de la théorisation de Pareto plusieurs questions qui se posent : y a-t-il ou non des élites objectives (par exemple celle des voleurs) à partir d'un critère de succès dans une entreprise quel-

conque qui donne lieu à des évaluations ? La réponse à cette question ne va pas de soi. En effet, il existe bien des domaines d'activité où il n'y a pas de critère de succès qui soit unanimement partagé. La question de savoir si ces élites objectives (si elles existent) ont ou non du pouvoir ou de l'influence est alors distincte. Par ailleurs, si l'on considère comme élite les groupes détenteurs du pouvoir (à partir du moment où on prend comme critère particulier la réussite dans l'obtention du pouvoir par ceux qui le recherchent), est-il vrai que les représentations normatives qui conduisent en partie à l'obtention de ce pouvoir ne jouent aucun rôle dans l'obtention de ce pouvoir ? La réponse à cette question n'est pas évidente non plus.

Ce livre montre l'actualité de ces questions parétienne. Coenen-Huther a le mérite de réintroduire la notion spécifique d'élite dans les réflexions sur la stratification sociale et sur la distribution inégale du pouvoir. Il montre la difficulté d'une analyse scientifique d'un concept qui inclut en lui une dimension normative. Il montre aussi qu'en dépit de l'abondance de la littérature consacrée directement ou indirectement à ces questions, cette spécificité de la relation entre normativité et classification sociale reste ouverte à l'analyse.

Pierre Demeulenaere

Groupe d'Etude des Méthodes de l'Analyse

Sociologique (GEMAS)

54 bd Raspail

F-75006 Paris

pierre.demeulenaere@noos.fr

Call for Papers

“Families, Life Styles”

Call for Papers for No 2/2005 of the Swiss Journal of Sociology.

Content

The Swiss Journal of Sociology will dedicate number 2/2005 to the topic „Families, Life Styles“. Demographic processes, changes in life styles but also transformations in the area of intimacy have increasingly led to the family as an institution being questioned, redefined and differentially interpreted. The thematic emphasis of 02/2005 therefore wants to provide an opportunity to publish contributions in this area.

We particularly welcome submissions on the following themes:

- Contributions which combine theoretical and empirical questions
- Sociological multi-level analyses
- Intergenerational relations, social capital and familial networks
- Familial daily life
- Interdisciplinary family research
- Changes in life styles in European comparison

These themes are not conclusive and we welcome all contributions in the area of “family, life styles”.

Submissions are accepted in English, French or German.

Interested authors should submit an abstract until **15th March 2005**. Final submission date of the article is the **31st July 2005**.

For more information please contact Dr. Beat Fux
(fux@soziologie.unizh.ch)